



Vorwort

„Ultrera et surseia!“ Immer weiter und darüber hinaus! Mit diesem Ruf spornten sich die mittelalterlichen Jakobspilger auf ihrem Weg nach Santiago di Compostela im Westen Spaniens an, dem Ende der damals bekannten Welt. Es muss nicht immer Spanien sein. Um sich auf den Weg zu machen, genügt es, einfach aus der Haustür zu treten. Auch heimatliche Pilgerziele können zu einem Erlebnis werden.

Fast zwanzig solcher Pilgerziele werden in diesem Buch vorgestellt. Es handelt sich um bekannte und unbekanntere Wallfahrten und Gnadenorte in der Region zwischen Neckar und Bodensee. Einige sind mittlerweile zu touristischen Attraktionen geworden, andere werden ausschließlich zu religiösen Zwecken aufgesucht. Alle verbindet, dass sie ihren Besuchern mehr zu bieten versuchen als nur ein berühmtes Kunstwerk, eine reizvolle landschaftliche Umgebung oder ein traditionsreiches Fest. Im Lauf der Jahrhunderte haben Volksglauben und Amtskirche hier im Südwesten eine besondere Frömmigkeitslandschaft geschaffen. Grandiose Klosterkirchen, stille Waldkapellen und bodenständige Dorfkirchen schaffen Orte, an denen sich Himmel und Erde begegnen können.

Ich möchte Sie ermuntern, das religiöse Reisen (wieder) zu entdecken und so selbst Teil des wandernden Gottesvolkes zu werden. Dabei ist es gleichgültig, ob Sie zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem Auto aufbrechen oder ob Sie die vorgestellten Orte und Feste nur lesend an sich vorbeiziehen lassen. Sie werden auf alle Fälle und im wahrsten Sinne des Wortes Neues „erfahren“. Kommen Sie mit!

Das Münster in Zwiefalten



Einleitung

„Es ist offenbar so, dass wir Menschen uns auf die Wanderschaft machen müssen, wo es um Gott und sein Heil geht. Denn die Bibel, die die Geschichte unseres Heils erzählt, berichtet eigentlich von nichts anderem als von Wanderungen. Alles wandert: die Patriarchen wandern, Mose wandert mit dem Volk durch die Wüste, die Propheten wandern, Jesus wandert, die Apostel wandern, vor allem Paulus wandert von Land zu Land und von Stadt zu Stadt. Wir stellen uns den Bereich Gottes gern als einen Bereich der Stille und des Friedens vor, wo man seine Ruhe hat und in Ruhe gelassen wird. Aber die Bibel entwirft uns ein ganz anderes Bild vom Reich und Bereich Gottes. Wo immer Gott an die Menschen herantritt, da setzt er sie in Bewegung, da schickt er sie auf Wanderschaft.“

(Herbert Haag)

Wallfahren – Sich und Gott näher kommen

Bewegung ist Veränderung und Bewegung verändert.

Aufbrechen, sich auf den Weg machen ist eine urmenschliche Gebärde. In allen Weltreligionen ist das Pilgern zu heiligen Stätten Ausdruck religiösen Tuns: Hinduisten reisen nach Benares oder baden im Ganges, für Muslime ist die Pilgerfahrt nach Mekka sogar eine heilige Pflicht. Im Christentum sind Wallfahrten seit dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nachzuweisen und heute nehmen jedes Jahr mehr als 40 Millionen Menschen auf der ganzen Welt an Pilgerreisen teil.

Das menschliche Leben wird nicht nur in der christlichen Vorstellung als Pilgerweg verstanden. Pilgern ist ein Sinnbild für das Leben selbst. Wer sein Leben als Pilgerschaft begreift, der bleibt nicht stehen, der ruht sich nicht auf Erfolgen aus. Menschen machen sich auf, um gehend sich selbst näher zu kommen, um einen Ort, eine heilige Stätte aufzusuchen, an der Gottes Gegenwart dichter, wirksamer, heilsamer erfahren wird. Es gibt eine Sehnsucht in uns, die diese Erde und den Himmel zusammenbringen will.

Bischof Pirmin machte aus der Reichenau eine Klosterinsel.

Ob ein Christ nun nach Rom, Santiago oder in seinen Nachbarort wallfahrtet: Auf Schritt und Tritt kann ihm bewusst werden, dass wir auf Erden keine bleibende Stätte haben, dass wir hier nur zu Gast sind und zeitlebens Reisende. Die Mönche des frühen Mittelalters machten sich wie Abraham auf den Weg und zogen um Christi Willen umher, Wanderer auf dem Weg zum ewigen Jerusalem. Heimat gab es für sie allein im Himmel. Jesus selbst hatte es ihnen vorgemacht: Auf einer Wanderschaft geboren, war sein ganzes Leben, selbst das Sterben, eine einzige Wanderung.

Seit Ende der 1980er-Jahre erlebt die Wallfahrt einen ungeheuren Aufschwung. Es ist mehr als nur eine Modeerscheinung, den Weg zum Gnadenort aus eigener Körperkraft zurückzulegen. Vor allem der Jakobsweg wird zum Nonplusultra einer sportlich-kulturell-spirituellen Herausforderung. Immer mehr Menschen machen sich zu Fuß, mit dem Fahrrad, sogar im Rollstuhl oder auf dem Rücken eines Esels auf nach Santiago de Compostela. Und sie schreiben Bücher darüber, fast jede Woche erscheint ein neues. Immer mehr Teilstrecken des Jakobsweges werden kartiert, überall trifft man mittlerweile auf Wegmarken mit dem Muschelzeichen. Weniger bekannt ist der Weg von Canterbury nach Rom, die Via Francigena. Ihn legte Sigerich der Ernste im 10. Jahrhundert zurück, weil er sich nur vom Papst zum Erzbischof weihen lassen wollte. Er hat die 80 Tagesetappen in die Ewige Stadt genau dokumentiert. Auch dieser Weg findet immer mehr Anhänger.

Pilgern heute

Pilgern ist zu einer Art Abenteuerurlaub mit religiösem Mehrwert geworden und das ist gut so. Auch diejenigen, die sich nur auf den Weg machen, weil es gerade Mode ist, weil sie mitreden möchten, werden schnell merken, dass diese Wege etwas in ihnen bewegen, sie werden als Touristen aufbrechen und als Pilger zurückkehren. Der Weg macht etwas mit ihnen und die Reise wird zu einem spirituellen Erlebnis. Gehen ist letztendlich auch eine Form der Meditation. Wandern und Wandlung hängen nicht nur sprachlich zusammen. Die Wallfahrt ist eine besondere Reise, weil Pilger über ihr Unterwegssein nachdenken und es in Beziehung zu Gott setzen können.

Besonders Menschen, denen es schwer fällt, Glauben offen zu leben, die Antworten auf existenzielle Fragen suchen, sich von traditionellen religiösen Angeboten aber nicht angezogen fühlen, finden hier eine Mög-

lichkeit, sozusagen „inkognito fromm“ zu sein – letztendlich macht man schließlich nur eine Wanderung oder eine Fahrradtour. In einer Gesellschaft, in der es leichter fällt, über Sex als über Gott zu sprechen, in der Menschen befürchten, ausgelacht zu werden, wenn sie sich als gläubige, praktizierende Christen zu erkennen geben, ist dieses religiös inspirierte Reisen eine schöne Möglichkeit, der verloren geglaubten Gottesbeziehung wieder nachzuspüren.

Aber auch auf klassischen Wallfahrten versuchen immer mehr Menschen, durch ihr Gebet, durch ihr Gespräch, durch die Mitfeier der Gottesdienste, Antworten auf Fragen des Glaubens zu finden. Sie erleben hier eine christliche Gemeinschaft, die in ihren alltäglichen Lebensbezügen nicht immer zu finden ist. Wallfahrt ist eine sehr konkrete Art, wie sich Kirche darstellen kann. Vielleicht ist das große Interesse, das Wallfahrten zurzeit entgegengebracht wird, ja auch ein Zeichen dafür, dass die Menschen sich nach einer dynamischeren Kirche sehnen, nach einer Kirche, die sich selbst auf den Weg macht, die sich hinterfragt und verändert.

Pilgerreise oder Wallfahrt?

Gibt es einen Unterschied zwischen einer Pilgerreise und einer Wallfahrt, wenn ja, wie unterscheiden sie sich? Üblicherweise werden die Begriffe völlig gleichbedeutend verwendet. Wallfahrer pilgern nach Lourdes oder Santiago, nach Altötting oder auf den oberschwäbischen Bussen. Aber die Formen religiösen Reisens und das Selbstverständnis, mit dem Pilger und Wallfahrer unterwegs sind, lassen trotz vieler Übereinstimmungen doch Unterschiede erkennen.

Der größte Unterschied zwischen den Pilgern und Wallfahrern des Mittelalters bestand darin, dass der Pilger mit dem Vorsatz aufbrach, nicht wieder zurückzukehren. Die Wandermönche banden sich an keinen Ort und an keinen Menschen, weil sie allein an Gott gebunden sein wollten. Sie verließen ihre Heimat, ohne auf Erden eine neue zu suchen. Heimat konnte es für sie erst in dem noch kommenden Land der Verheißung geben. Ein anderes Ziel hatte ihr Weg nicht.

Dieser Hintergrund prägt auch heute den Unterschied zwischen einer Pilgerreise und einer Wallfahrt. Bei einer Pilgerfahrt ist die Reise selbst das Wichtigste, hinter der das Ziel mittlerweile ein wenig zurückgetreten ist. Es ist nicht wichtig, ob Jakobus wirklich in Spanien begraben ist, es

ist nicht einmal nötig zu wissen, warum es gerade Jakobus sein soll und nicht irgendein anderer Apostel – der Weg dahin, immer noch verbunden mit dem Gefühl, ans Ende der Welt zu reisen, ist das, was zählt. Es gibt Pilgergruppen, die sich jedes Jahr treffen, um eine Etappe auf dem Weg nach Rom zurückzulegen, mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Natürlich freut man sich auf die Ewige Stadt. Aber viel wichtiger ist es, nicht einfach einen Flug gebucht zu haben, sondern wirklich jeden einzelnen Kilometer gelaufen oder geradelt zu sein, sich eingelassen zu haben auf die Anforderungen und Unwägbarkeiten, aber auch die Schönheit des Wegs. Die Pilgerreise hat deshalb auch eine viel stärkere zeitliche Dimension, ein Tagesausflug wird kaum als Pilgerfahrt wahrgenommen werden.

Das ist bei Wallfahrten anders. Hier ist es ein bestimmter Ort, der aufgesucht wird, man stellt Erwartungen an den Aufenthalt dort, weniger an die Reise dorthin, die oft mit modernen Verkehrsmitteln unternommen wird. An berühmte Wallfahrtsstätten werden die Pilger täglich busweise herangekarrt, ohne dass ihr Anliegen dadurch weniger ernst zu nehmen wäre. Natürlich kann man auch radeln oder zu Fuß gehen. Aber mit einer mehrtägigen Reise ist eine Wallfahrt nicht zwangsläufig verbunden.

Ein weiterer Unterschied liegt im Selbstverständnis von Pilgern und Wallfahrern. Beide sind religiös Reisende, beide sind unterwegs zu Gott. Aber während der Pilger noch auf der Suche nach seinem Glauben ist, möchte der Wallfahrer zeigen, dass er ihn bereits gefunden hat. Beide sind Teil des wandernden Gottesvolks. Aber der Pilger reist häufig alleine, für den Wallfahrer ist es hingegen wichtig, zu einer Gruppe zu gehören.

Eine Wallfahrt ist eine Weggemeinschaft, keiner ist allein unterwegs. Man reist mit der Kirchengemeinde, der Pfadfindergruppe, dem Frauenkreis oder dem Jahrgang zu einem Wallfahrtsort, der oft regelmäßig aufgesucht wird und an dem man auf bekannte Gesichter trifft. Eine Wallfahrt ist über das persönliche Anliegen hinaus, das zu diesem Unternehmen motiviert, auch eine Demonstration der Zusammengehörigkeit und des – katholischen – Glaubens. Hier befestigt nicht jeder für sich eine Muschel am Rucksack, sondern es werden Fahnen und Standarten getragen, die weithin sichtbar die Gruppe als Wallfahrer ausweisen. Die Identität des Pilgers entsteht auf der Wallfahrt erst im Bezogensein auf andere. Eine Wallfahrt wird vom Pilgerkollektiv gestaltet und nicht, wie eine Pilgerreise, individuell vollzogen.

Wallfahren im Wandel der Zeiten

Ziel der ersten christlichen Wallfahrten im 4. Jahrhundert waren die Gräber der ersten Märtyrer. Eine Nonne namens Egeria soll im Jahre 394 von Nordwestspanien über Jerusalem und Byzanz nach Ephesos zum Grab des Apostels Johannes gepilgert sein. Rom, Santiago de Compostela und vor allem Jerusalem wurden zu den wichtigsten Zielen von Fernpilgerfahrten. Schnell entstand eine frühe Form von Tourismuswirtschaft, denn die Pilger mussten auf ihrem Weg beherbergt und gepflegt werden. Das Geld, das sie dafür ausgaben, kam natürlich den Durchreiseländern und den Zielorten der Pilgerreise zu Gute, wobei vor allem die kirchlichen Institutionen gut verdienten. Eine Wallfahrt konnte einen ganzen Ort reich machen, was dazu führte, dass die Pilgerreiseziele im Lauf der Zeit immer mehr wurden.

Im 12. Jahrhundert setzt sich die Idee durch, eine Pilgerfahrt könne den Menschen von zeitlichen Sündenstrafen erlösen. Das Jahr 1300 wird zum ersten „Heiligen Jahr“ erklärt: Wer in diesem Jahr eine Pilgerreise nach Rom unternimmt, erhält einen vollständigen Sündenablass. Damit wurde die Pilgerfahrt endgültig ein Königsweg zum ewigen Seelenheil.

Reformation und Gegenreformation

Im Zuge der Reformation werden in Württemberg die Wallfahrten natürlich verboten, die Hoffnung, sich mit einer solchen Bußleistung das ewige Leben erarbeiten zu können, stand im krassen Gegensatz zur protestantischen Gnadenlehre. Im Gebiet der heutigen Diözese Rottenburg-Stuttgart wurden rund 50 Kirchen und Kapellen deswegen abgebrochen oder geschlossen. In den katholischen Gebieten Vorderösterreichs bewirkte dieses Verbot während der Gegenreformation hingegen einen ungeheuren Aufschwung der Wallfahrt. Hier wurde die Wallfahrt zu einem wichtigen und mächtigen Demonstrationsinstrument der wieder erstarkenden katholischen Kirche. Vielleicht stellte sie sogar die wichtigste Form barocker Frömmigkeit dar, verbanden sich in ihr doch Heiligen- und Reliquienkult, bildhafte Religion und individuelle Andacht mit kollektiv organisierter, kirchlich gesteuerter Frömmigkeit. Im Südwesten des Deutschen Reiches blühte vor allem zwischen 1650 und 1780 in Oberschwaben, am Oberen Neckar und auf der Ostalb das Wallfahrtswesen wieder auf. Dieses „Himmelreich des Barocks“ legt heute noch Zeugnis ab von einer Zeit, in der die Wallfahrtsstätten erfüllt waren von Gebeten und feierlichen Gottesdiensten, farbenfrohen Prozessionen und festlicher Musik.

Vernunftbetonte Aufklärung

Im 18. Jahrhundert stand man auch auf kirchlicher Seite Wallfahrten aufklärerisch-kritisch gegenüber. Flurumgänge, Prozessionen und Wallfahrten wurden eingeschränkt. Theologen behaupteten, der Glaube, Gebete an Gnadenorten würden besonders erhört, sei nicht mehr zeitgemäß, sondern Zeitverschwendung. Werksfrömmigkeit und Heiligenkult sollten unterbleiben. Die Aufklärer wollten die Menschen von ihren falschen Vorstellungen, Aberglauben und schädlichen Überlieferungen befreien.

Um dieses Ziel zu erreichen, war es natürlich notwendig, all diese Dinge genau zu beobachten und zu beschreiben. Einer dieser Aufklärer, der Pfarrer Ludwig Philipp Hermann Röder (1755–1831), unternahm ausgedehnte Reisen im deutschen Südwesten und veröffentlichte 1787 eine „Geographie und Statistik Württembergs“. 1804 folgte ein zweiter Band. In diesen Büchern findet man ausführliche Reisebeschreibungen, Texte über Brauchtum und Lebensart und auch eine kritische Schilderung der Wallfahrt auf Maria Einkorn bei Schwäbisch Hall:

„Auf der Spitze des Berges steht eine Kirche mit einem Glockenthurme, welche der Gegenstand der Wallfahrt ist. Dieser muss auch umso verdienstlicher sein, da der Berg sehr hoch ist, und eine ganze Kompagnie Heiliger in schlecht gearbeiteten kleinen, hölzernen und angemalten Figuren hier, hinter dem Altar, aufgestellt ist. Diese werden die 14 Nothelfer genannt, und ein Gebet an sie ist an dem Altar auf einer Tafel angeklebt, und sehr erbaulich zu lesen. Zum Überfluß hängen viele Andenken an Wunder dieser Nothelfer, auf schlecht gemalten Tafeln, an den Wänden der Kirche umher. (...) Solche Denkmale des genährten Aberglaubens sollten billig auch weggeschafft werden! (...) Es ist wahrhaft traurig, den Verstand des Menschen – besonders in unseren Zeiten – so erniedrigt zu sehen!“

Röder geht es in seinen Ausführungen gar nicht darum, die katholische Bevölkerung Württembergs zu missionieren und in die Arme des lutherischen Bekenntnisses zu treiben: In erster Linie kämpft er gegen die Naivität seiner Mitmenschen, die Geld und Mühe für in seinen Augen höchst fadenscheinige wunderbare Versprechen verschwenden. Mit seinem Spott über die Wallfahrt reiht sich Röder in die vorderste Linie der Auseinandersetzung um diese Form der Glaubenspraxis im 18. Jahrhundert ein und erfährt dafür eine späte Würdigung in Hermann Bausingers Porträtsammlung „Berühmte und Obskure“.



Gottesberg in Bad Wurzach

In vorderösterreichischen Städten wie Rottenburg, Waldsee, Riedlingen oder Munderkingen hatte Joseph II. viele Wallfahrten vor allem aus wirtschaftlichen Gründen untersagt: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ war nicht nur ein frommer, sondern auch ein wirtschaftlich orientierter Wahlspruch. Die Gläubigen sollten ihr Geld zuhause ausgeben, es in den Opferstock der eigenen Gemeinde werfen und im dorfeigenen Wirtshaus vertrinken, anstatt damit eine Wallfahrtskirche zu fördern. Außerdem wurde nicht nur am Sonntag gewallfahrtet. Wer an allen Patroziniumsfesten der Umgebung, an denen die Schutzheiligen der Kirchen gefeiert wurden, teilnahm, war oft tagelang unterwegs, sodass die Arbeit daheim liegen bleiben musste.

Napoleon und die Folgen

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellte die Säkularisation, die Aufhebung der Klöster und geistlichen Herrschaften und der Einzug des Kirchenguts für weltliche Zwecke, einen epochalen Einschnitt in der deutschen Geschichte dar. Im Jahr 1803 erhielten die deutschen Fürsten nach dem Frieden von Lunéville geistlichen Besitz der Reichskirche als Entschädigung für Gebietsverluste auf der linken Rheinseite zugewiesen, die sie während der Napoleonischen Kriege erlitten hatten. Baden und Württem-

berg reagierten schon 1802 auf die französischen Zusagen und besetzten die ihnen versprochenen Gebiete.

Sehr schnell begannen diese beiden Staaten damit, die neu gewonnenen Kirchengüter zu verkaufen. Der Erlös blieb häufig hinter den finanziellen Erwartungen zurück, in vielen Klöstern waren die Reichtümer nicht so groß wie angenommen. Zudem übernahm der Staat die Versorgung der Nonnen und Mönche. Noch jahrzehntelang mussten Pensionen bezahlt werden. In die großen Gebäudekomplexe der säkularisierten Klöster zogen Militär oder Fabriken ein, anderswo wurden Verwaltungen, Schulen, Gefängnisse oder Krankenhäuser untergebracht.

Der Zusammenbruch kirchlicher Institutionen bedeutete aber noch nicht einen Rückgang der Religiosität. Wallfahrten mussten erst nachdrücklich verboten werden. 1809 gebietet eine Verordnung des Konstanzer Generalvikars den Gläubigen, ausschließlich in ihren eigenen Pfarrkirchen zu beten, das sogenannte „Auslaufen“ wurde damit offiziell untersagt. Nach und nach gaben die Gläubigen den Widerstand gegen solche Verbote auf und blieben daheim. Die Wallfahrtskirchen erlebten dadurch einen Niedergang. Wenn sie nicht gleich ganz abgerissen wurden, funktionierte man sie zu Lagerhallen, Scheunen und Pferdeställen um. Bei den Renovierungen im 19. Jahrhundert, die zum Teil sicherlich notwendig waren, um diese Gebrauchsspuren zu tilgen und die Kirchen neu weihen zu können, wurden ebenfalls viele typische Zeugnisse einer ausgeprägten Wallfahrtskultur wie etwa Votivtafeln zerstört.

Romantische Frömmigkeit

Im 19. Jahrhundert entdeckte die Romantik die Frömmigkeit. Der katholische Glaube erhielt eine neue Bedeutung und katholisches Brauchtum wurde wieder gepflegt. Damit verbunden war eine ungeheure Emotionalisierung und Feminisierung der Religion. 1854 erhob Pius IX. die Lehre von der unbefleckten Empfängnis zum Dogma und rückte die Muttergottes damit in den Mittelpunkt religiöser Betrachtungen. 1858 erschien Maria der 14-jährigen Bernadette Soubirous in Lourdes. In vielen Pfarreien entstanden daraufhin spezielle Lourdes-Grotten. Die Wiederbelebung der Wallfahrten in dieser Zeit ist vor allem Ordensleuten zu verdanken, die auf die emotionalen Bedürfnisse der Gläubigen eingingen und Maiandachten und Lichterprozessionen veranstalteten, die immer mehr an Beliebtheit gewannen.

Wallfahrt und moderne Mobilität

Während des Nationalsozialismus fanden viele Wallfahrten heimlich statt und waren Ausdruck des Protestes und ein Stück Widerstand. In den 60er- und 70er-Jahren wird Wallfahrten gegenüber wieder eine sehr kritische Haltung eingenommen, der Brauch gilt als überaltert und als Teil einer erstarrten Tradition. Vor allem viele Fußwallfahrten werden umfunktioniert oder abgeschafft. In einer Zeit, in der motorisierte Mobilität zum Maß aller Dinge wurde, hatten Pilgerreisen und Fußwallfahrten kaum noch eine Chance, braucht es doch wenigstens ein Minimum an körperlicher Anstrengung, um eine Wallfahrt auch wirklich als eine spirituelle Reise erleben zu können. Der Weg aus dem vollklimatisierten Reisebus über einen Parkplatz reicht einfach nicht aus. Und da ein Fußmarsch oder eine Fahrradtour als nicht mehr angemessen galten, erschien auch die Wallfahrt als nicht mehr zeitgemäß. Viele Wallfahrten haben aufgrund des Engagements von Laien, besonders von jungen Leuten, überlebt. Auch das Engagement von Johannes Paul II., der sich mit einer Wallfahrt nach Fatima bei der Jungfrau Maria dafür bedankte, das auf ihn 1981 verübte Attentat überlebt zu haben und der im Laufe seines Pontifikats nicht weniger als 104 Pastoral- und Pilgerreisen unternahm, hat für eine Renaissance der Wallfahrt gesorgt.

Eine Wallfahrt hat immer ein Ziel

Eine Wallfahrt ist keine Fahrt ins Blaue, kein unverbindliches Unterwegssein. Der Pilger legt sich verbindlich auf einen bestimmten Endpunkt fest, ein Ziel, das er erreichen will. Solche Ziele sind die Gräber von Märtyrern, Christusbilder und -reliquien, Muttergottesheiligtümer, Heiligenbilder und -reliquien oder die Gräber von wichtigen kirchlichen Persönlichkeiten.

Haupt- und Nebenwallfahrtsorte

Noch heute gelten die Gräber der Apostel Petrus und Paulus in Rom, das Grab des Apostels Jakobus in Santiago und die Stätten des Heiligen Landes als Hauptwallfahrtsorte, alle anderen sind Nebenwallfahrten. Die meisten von ihnen gehen auf Marienerscheinungen zurück. Daneben entwickeln sich zurzeit Wallfahrten zu Orten, die noch nicht durch den Vatikan autorisiert sind. Der Marienwallfahrtsort Medjugorje in Bosnien-Herzegowina ist hier das bekannteste Beispiel. 1981 soll hier die Jungfrau Maria zum ersten Mal einigen Jugendlichen erschienen sein. Die Erscheinungen dauern immer noch an und ziehen allein jedes Jahr im Juni

anlässlich des Jugendfestivals an die 30000 Menschen aus 50 Ländern an. Eine Wallfahrt, autorisiert oder nicht, ist eben auch immer ein soziales Ereignis. Sie führt zu Begegnungen und Austausch zwischen Gläubigen, die sich sonst vielleicht nie getroffen hätten.

Reliquien, Bilder und Skulpturen

Im Zentrum mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Wallfahrt stand das Kultobjekt. Ein Bild, eine Skulptur, eine Reliquie, etwas, das den Wallfahrern garantierte, dass es mit dem aufgesuchten Ort eine besondere Bewandnis hatte. Wallfahrtsorte, an denen Reliquien oder Blutwunder verehrt werden konnten, erfreuten sich dabei immer größerer Beliebtheit. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, also bis zum Konzil von Trient, spielte das Kult- oder Gnadenbild in der westlichen Kirche keine große Rolle. Dann wurde auf dem Konzil entschieden, dass zwar nur Gott allein angebetet werden könne, den Heiligen jedoch eine besondere Verehrung gebühre. Erst diese Auseinandersetzung um den Unterschied zwischen Anbetung und Verehrung schafft die Möglichkeiten der Gnadenbildverehrung, die vor allem für die Marienwallfahrtsorte wichtig wird.

Die sinnliche Anschauung des Heiligen bedingte eine hohe Wertschätzung von Reliquien. Seit dem 16. Jahrhundert, also im Zuge der Spaltung der christlichen Kirche in verschiedene Konfessionen und der damit verbundenen religiösen Unruhen, erlebte vor allem die frühchristliche Märtyrertradition einen großen Aufschwung. Diese frühchristlichen Märtyrer waren für ihren Glauben gestorben und hatten damit den Sieg der wahren Kirche unter Beweis gestellt. Nachdem man begonnen hatte, die römischen Katakomben, in denen diese Märtyrer bestattet waren, systematisch leer zu räumen, begann ein schwungvoller Handel mit diesen „Heiligen Leibern“. In großem Stil wurden sie vor allem in oberschwäbische Klöster transferiert und wurden dort zu kultischen Mittelpunkten. Vor allem wenn diese Reliquien mit Wundern in Verbindung gebracht werden konnten, ging von ihnen eine große Anziehungskraft aus und der Ort ihrer Verehrung avancierte zum Wallfahrtsort.

Kalvarienberge mit Kreuzwegen

Ein wichtiges Wallfahrtsziel ist das Geschehen von Golgatha: Kalvarienberge, zu denen Kreuzwege führen und auf denen Kreuzigungsgruppen aufgestellt waren, sprechen seit dem Spätmittelalter viele Wallfahrer an. Die Kreuzdarstellungen machten den Kreuzestod Christi für den Gläubigen



Lourdesgrotte in Schemmerhofen

unmittelbar erfahrbar. Da Jesus Christus in seiner Leiblichkeit auferstanden und in den Himmel aufgefahren ist, gibt es von ihm natürlich keine sterblichen Überreste. Stattdessen musste man sich mit einem Splitter vom Heiligen Kreuz begnügen. Eine Gemeinde oder ein Kloster, die das Glück hatten, über eine der begehrten Kreuzreliquien zu verfügen, konnten damit eine große Wallfahrt begründen. Früher gab es im Gebiet der Rottenburger Diözese mindestens dreißig Kreuzwallfahrten, von denen die meisten mittlerweile erloschen sind. Seltener waren Blutreliquien und noch heute ist der Blutritt von Weingarten eine der größten Wallfahrten im deutschen Sprachraum. Wer keine Blutreliquie besaß, konnte vielleicht auf ein Blutwunder hoffen, auf verschüttetes Abendmahlswein, der sich in Blut verwandelt hatte oder eine blutige Hostie. Der Glaube an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie schuf hier die Grundlage für diverse Wallfahrten.

Mehr Trost und Geborgenheit als der gekreuzigte Christus spendet den Wallfahrern jedoch die Jungfrau Maria. Damit ein Marienwallfahrtsort entstehen konnte, war ein Bild nötig, das verehrt werden konnte. Die Bilder entstanden oft schon im späten Mittelalter, aber vor allem in der Barockzeit wurde das wundertätige Bild Dreh- und Angelpunkt der Wallfahrt.

Keine Wallfahrt ohne Wunder

Das Bild oder die Skulptur musste immer auf irgendeine Weise wunderbar sein, entweder konnte es heilende Wirkungen entfalten, Gebete erhören oder es geschah etwas Übernatürliches, das Bild weinte oder lächelte oder begann plötzlich zu bluten. Das war wichtig, denn ohne Wunder gab es keine Wallfahrt. Hier ist sicherlich auch ein gewisser wirtschaftlicher Aspekt für den betreffenden Ort von Bedeutung. Durch das „Drumherum“ der Bildverehrung, die Prozession, die Armenspeisung, die Almosen und den am Wallfahrtsort entstehenden Markt erwächst eine soziale Kraft: Die Besuche des Gnadenbildes brachten Geld, der Bevölkerung ging es wirtschaftlich besser, Hunger und Krankheit verloren an Schrecken. Dankbar konnte man das wundertätige Bild, das sich auf diese Weise im Leben der Gemeinde bewährt hatte, dafür verantwortlich machen.

Im 19. Jahrhundert lockert sich diese enge Verbindung von Bildnis und Wunder. Das Gnadenbild wird zum Kunstwerk. Es lebt vor allem durch die „Gnade“ des Gebets und der Meditation. Heute hat es seine heilsgeschichtliche Aura weitgehend verloren. Es repräsentiert den Glauben vergangener Jahrhunderte. Manchmal ist es das „Wahrzeichen“ des Wall-

fahrtsortes. Aber durch sein Alter, durch seine Geschichte, durch die wunderbaren Erfahrungen der Vergangenheit und durch die Andacht vieler Generationen besitzt es immer noch eine geheimnisvolle Ausstrahlung.

Selbstfindung statt Wunder

Das Ziel einer Wallfahrt oder einer Pilgerreise ist heute sicherlich nicht mehr ein wundertätiges Gnadenbild oder sogar die Hoffnung auf ein ganz konkretes Wunder. So fantastisch diese unerklärlichen Zeichen des unmittelbaren Eingreifens Gottes in unser Leben auch sein mögen – in erster Linie geht es beim Wallfahren um das Wunder einer geistlichen, einer inneren Wandlung. Dabei fällt übrigens auf, dass Fuß- oder Fahrradpilger Wundern weit weniger Bedeutung beimessen als die es tun, die mit dem Bus kommen.

Ziel einer Pilgerfahrt ist also nicht mehr so sehr die einzelne Reliquie, das einzelne Gnadenbild. Vielmehr geht es um das Gemeinschaftserlebnis am Wallfahrtsort, das gemeinsame Singen und Beten, aber auch die gemeinsame Mahlzeit. Brot und Wein teilt man nicht nur während der Eucharistie, sondern auch beim Picknick oder im Festzelt. Eine Wallfahrt ist immer auch ein bisschen Abenteuer. Gerade das macht einen großen Teil ihrer Anziehungskraft aus.

Eine Chance für die Ökumene

Zum Wallfahren hat es nie ein Gebot gegeben, wie Rosenkranzgebet und Maiandacht gehört die Wallfahrt zur Volksfrömmigkeit, sie ist eine Laienbewegung und heute sicherlich auch ein touristisches Ereignis. Das mit der Wallfahrt verbundene Brauchtum steht häufig im Vordergrund und erinnert eher an Folklore als religiöse Praxis. Erntedankaltäre, Weihnachtskrippen oder der Blumenschmuck im Mai ziehen viele Besucher an, für die die religiöse Übung hinter dem Interesse an alten Traditionen zurücksteht.

Eine große Chance ist die Wallfahrt für die Ökumene, wenn sie über Tradition und Brauchtum hinausgeht. Denn längst sind es nicht mehr nur Katholiken, die pilgern. Das Wallfahren, das in der Reformation zum Stein des Anstoßes und zum Faktor der Spaltung wurde, ist mittlerweile ein Medium ökumenischer Verbindung. Gerade der Jakobsweg hat in den letzten Jahrzehnten eine erstaunliche Beteiligung evangelischer Gemeinden und Gläubiger erfahren. Da er nicht auf ein Wunder am Ziel ausgerichtet ist, sondern das Unterwegssein im Glauben als Kern herausstellt, ist er für



eine protestantische Wiederentdeckung der Wallfahrt bestens geeignet. Aber auch zu kleineren regionalen Wallfahrten kommen nicht mehr nur Katholiken. Mittlerweile feiern die Gemeinden traditioneller Wallfahrtsorte interkonfessionelle Gottesdienste und an den Sternwallfahrten zu Jugendbegegnungen nehmen auch evangelische Gruppen teil. Wallfahren macht ökumenische Begegnung und Verständigung möglich. Vielleicht braucht es mehr von dieser Ökumene der Spiritualität, damit auch die Ökumene der Dogmatik Fortschritte machen kann.

Wallfahrtsorte in Baden-Württemberg

Auf der Welt gibt es über 10 000 christliche heilige Pilgerstätten, die man besuchen kann. Im Gebiet der heutigen Diözese Rottenburg-Stuttgart lassen sich an rund 380 Orten 490 Gnadenstätten nachweisen, von denen 117 noch bestehen und 373 erloschen sind. Die Erzdiözese Freiburg weist auf ihrer Homepage 30 Gnadenorte auf, an denen eine lebendige Wallfahrtstradition gepflegt wird, aber es gibt natürlich noch viel mehr, die nur noch örtliche Bedeutung haben und allenfalls von Einzelbetern aus dem Gebiet der jeweiligen Seelsorgeeinheit aufgesucht werden.

Im heutigen Baden-Württemberg haben Pilgerreise und Wallfahrt eine lange Tradition, die mit der Christianisierung beginnt: Die ersten Missionare der Franken und Alemannen kamen größtenteils aus Irland und begriffen ihr gesamtes Leben als Pilgerfahrt, die erst mit dem Tod und der Aufnahme in Gottes Ewigkeit enden würde. Sie gaben vielen der frühen Klostergründungen ihre charakteristische Prägung.

Vor allem um den Bodensee herum liegen die Gnadenorte dicht an dicht, oft in Verbindung mit einem Kloster. Das ist kein Zufall: Der See bildete im frühen Mittelalter die Mitte des Herzogtums Schwaben und an allen Ufern wurden Klöster gegründet und die Bevölkerung missioniert.

Ein weiterer Schwerpunkt ist Oberschwaben: Neben der „Schönsten aller Schönen“, der Klosterkirche in Zwiefalten, verdanken wir der Gegenreformation vor allem in dieser Gegend noch viele weitere kostbare Barockkirchen. Hier forderte die katholische Kirche mit einer grandiosen Demonstration von Pracht und Herrlichkeit die protestantische Nüchternheit der

Heiliger Stephanus aus Zwiefalten

württembergischen Nachbarn heraus – übrigens nicht nur im Kirchenbau, sondern auch in der beeindruckenden Inszenierung jahreszeitlicher Feste, der Fastnacht oder eben den Wallfahrten zu Ehren der regionalen Schutzheiligen.

Außerdem gäbe es noch Wallfahrts- und Gnadenorte im Schwarzwald, auf der Ostalb, im Taubertal und Allgäu ...

Wallfahrtziele in diesem Buch

Um für den vorliegenden Band eine Auswahl treffen zu können, beschränken wir uns auf das Gebiet im südlichen Baden-Württemberg zwischen Neckar und Bodensee. Aber auch hier kann die Aufzählung nicht vollständig sein. Die hier beschriebenen Wallfahrtsorte wurden so ausgewählt, dass möglichst viele dabei sind, die etwas außergewöhnlich sind, sich in einer besonders reizvollen Umgebung befinden oder tatsächlich als „magischer“ Ort angesehen werden, kunsthistorisch von großer Bedeutung sind oder eine ungewöhnliche Geschichte haben, eine besondere Wallfahrtsform anbieten, wunderschöne und Aufsehen erregende Feste feiern, oder zu Besinnungszeiten und Seminaren in den betreuenden Klöstern einladen.

Auto, Fahrrad oder per pedes?

Natürlich lässt sich jede der hier vorgeschlagenen Wallfahrten mit dem Auto unternehmen. Nach einer mehr oder weniger langen Anfahrt zum Gnadenort seiner Wahl verlässt man die schützende Hülle des Pkws, überquert einen Parkplatz, steigt vielleicht noch ein paar Stufen zum Kirchenvorplatz hinauf und ist da. Das ist legitim, aber so richtig auf den Weg gemacht hat man sich dabei nicht.

Schöner ist es, sich ein bisschen anzustrengen und den Weg als religiöse Reise anzunehmen. Am besten geht das natürlich zu Fuß und eine richtig gute Alternative ist das Fahrrad. Die meisten der hier vorgestellten Gnadenorte sind auf mehrtägigen Fahrradtouren „angefahren“ worden und alle sind absolut fahrradtauglich. Ein normales Reiserad und eine durchschnittliche Grundkondition reichen völlig aus und es gibt für die Region gutes Kartenmaterial. Viele Fahrradwege, zum Beispiel am Bodensee, sind so gut ausgeschildert, dass man einfach den Schildern hinterherfahren kann. Außerdem wurden einige Gnadenorte so ausgewählt, dass man sie auf einer Fahrradtour miteinander verbinden kann.

Alle Wallfahrtsstätten in diesem Buch lassen sich ohne Weiteres mit öffentlichen Verkehrsmitteln anfahren. Das Schienen- und Busnetz in Baden-Württemberg ist dicht genug, um auf das eigene Auto wirklich verzichten zu können. In den meisten Zügen ist die Mitnahme von Fahrrädern kein Problem. Und vom Bahnhof oder von der Bushaltestelle aus ist das Wallfahrtsziel gut zu Fuß oder mit dem Rad zu erreichen. Ausprobieren lohnt sich!

Mehr- oder eintägig?

Wer eine mehrtägige Pilgertour plant, kann in einigen Klöstern übernachten, die angeschlossenen Gästehäuser werden alle ausgezeichnet geführt, sind von angenehmer Atmosphäre und ziemlich preiswert. Darüber hinaus



Ehemaliger Wasserturm des Klosters Zwiefalten

hat man so die Möglichkeit, an den Gebetszeiten der jeweiligen Brüder und Schwestern teilzunehmen und so auch als Einzelpilger Gottesdienste zu feiern. Aber auch Tagesausflügler können sich mit Hilfe dieses Büchleins wunderschöne Routen zusammenstellen: Von Untermarchtal über Bad Buchau und Steinhausen nach Bad Schussenried zum Beispiel oder von Radolfzell zur Reichenau und von dort nach Hegne.

Was unbedingt mit muss

Einige Gnadenorte liegen in sehr kleinen Dörfern, manche sogar mitten im Wald. Das bedeutet, dass man nicht unbedingt immer und zu jeder Zeit geöffnete Lebensmittelgeschäfte oder gastronomische Betriebe vorfindet. Es ist deshalb absolut empfehlenswert, sich mit ausreichend Proviant zu versehen und auch die Wasserflasche nicht zu vergessen. Neben Wanderkarten, Mückensalbe und Müsliriegeln sollten moderne Pilger noch drei weitere Dinge mitnehmen: Ein Opernglas, um das eine oder andere Detail in Malerei und Stuckatur genauer anschauen zu können, einen Spiegel, um sich beim Betrachten von Deckengemälden nicht ständig den Hals verrenken zu müssen (wobei es auch möglich ist, sich einfach einmal in eine Kirchenbank zu legen und nach oben zu blicken – das Raumgefühl ist oft überwältigend) und ein Notizbuch. Schreiben Sie auf, was Sie sehen, was Sie fühlen, was in Ihnen vorgeht. Dann wird aus einer Besichtigungstour oft eine richtige Pilgerfahrt.

Abseits der vielbefahrenen Autostraßen sind die Wege schöner, man ist lange mit sich allein und kann seinen Gedanken nachhängen, man spürt Gottes Schöpfung unmittelbar am eigenen Leib. Das ist wunderbar, wenn man bei schönstem Sonnenschein eine gut asphaltierte Straße bergab radelt, und das ist richtig unangenehm, wenn zwischen dem Radler und der nächsten Unterkunft 40 Kilometer bei Dauerregen liegen. Aber wie dem auch sei – nur die eigene körperliche Anstrengung vermittelt auf dem Weg regelrechte Grenzerfahrungen: Überdruß, Angst, Langeweile, Müdigkeit, aber auch Gelassenheit und Zuversicht, tiefe Freude, jubelndes Glück und nicht zuletzt der berechnete Stolz auf die eigene Leistung.

Sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Die Antwort auf diese Frage aus dem Buch der Könige finden Sie unterwegs. Ich möchte Sie ermuntern, aufzubrechen, sich auf den Weg zu machen durch schöne Landschaften zu wunderbaren Kunstwerken und spannenden Begegnungen – mit anderen Menschen, mit sich selbst, mit Gott.

Weggental bei Rottenburg – Die Mutter Gottes in Gold gefasst



Die Wallfahrtskirche im Weggental

So lautet die Legende: Ein Remmingsheimer Bauer nahm auf dem Heimweg von Rottenburg aus einem Bildstock im Weggental das holzgeschnitzte Bild der schmerzhaften Mutter mit, um es seinen Kindern als Spielzeug zu bringen. Doch tags darauf fand es sich wunderbarerweise wieder an seinem alten Platz. Der Bauer holte es noch ein zweites und drittes Mal, und jedes Mal kehrte das Bild an seinen Platz im Weggental zurück.

Auf diese Legende geht die Wallfahrt zur schmerzhaften Muttergottes im Weggental zurück. Die Kirche liegt auf der Gemarkung der Stadt Rottenburg. Die Römer- und Bischofsstadt liegt wunderbar idyllisch am Neckar und ist ein reizvolles Wochenend-Ausflugsziel für Wanderer und Radler mit kulturellen und spirituellen Ambitionen. Enge Gassen und weite Plätze mit Bauwerken aus acht Jahrhunderten prägen das im Kern immer noch mittelalterliche Stadtbild. Mittelalterliche Türme und Tore, gotische Kirchen und barocke Kapellen verweisen auf eine interessante Geschichte. Zudem ist die Stadt ein ausgezeichnete Ausgangspunkt für viele ausge-

dehnte Spaziergänge: zur romantischen Weilerburg oder in den Rammert, zur Wurmlinger Kapelle oder ins Weggental, in die Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Muttergottes. Vom Rottenburger Dom aus läuft man keine Stunde dorthin – eher ein beschaulicher Sonntagsspaziergang als eine Pilgerreise.

Jesuiten und Franziskaner

Die Geschichte: Ausgerechnet 1517, also in dem Jahr, in dem Martin Luther seine Thesen an die Tür der Wittenberger Kirche hängt und damit die größte und folgenreichste Veränderung in der Geschichte der christlichen Kirche einleitet, wird die Wallfahrt zu der kleinen volkstümlich-derben Pietà aus Holz, die sich laut Legende nicht zum Kinderspielzeug degradieren lassen wollte, zum ersten Mal erwähnt. Bereits vier Jahre später wird die erste Wallfahrtskapelle geweiht und von den Geistlichen des St.-Moriz-Stiftes in Rottenburg betreut. Die Pilger müssen zahlreich und in Geberlaune erschienen sein, denn schon 70 Jahre später wurde der Kapellenbau erweitert und einige Jahre danach beanspruchten die Pfarrei St. Martin und der Magistrat der Stadt Rottenburg das Aufsichtsrecht und die Verwaltung der Wallfahrtsinkünfte. Seelsorglich wurde die kleine Kirche im Weggental von den Jesuiten betreut. Sie sorgten gut für die ihnen anvertraute Wallfahrt, gründeten mehrere Bruderschaften, förderten in jeder Hinsicht Gottesdienst und Sakramentenempfang und hielten sorgfältig alle Wunder in ihren Annalen fest, waren diese doch das beste Mittel, möglichst viele Pilger zum Wallfahrtsort zu ziehen: 1673 wurde zum Beispiel über ein gelähmtes Mädchen, deren beide Beine von der Lähmung betroffen waren, berichtet, es hätte sich während der heiligen Messe plötzlich aufgerichtet, seine Krücken fortgeworfen und sei völlig ungehindert seines Weges gegangen.

Als 1773 die Ordensgemeinschaft der Jesuiten aufgehoben wurde, beendeten sie ihre Tätigkeit in Rottenburg und damit auch die im Weggental. Die Wallfahrt sank bis zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Erst nach dem Ersten Weltkrieg berief man 1919 Franziskaner ins Weggental – seit der Säkularisation die erste Neuzulassung eines Männerklosters in Württemberg –, denen seitdem die Sorge für Kirche und Wallfahrt anvertraut ist. Zurzeit leben sieben Brüder im Kloster neben der Kirche, sie widmen sich der Pfarr- und Beichtseelsorge, arbeiten in den umliegenden Pfarreien mit und kümmern sich um die Priesterseelsorge im Bistum Rottenburg-Stuttgart.

Die Kirche – erstaunlich schlicht

Die heutige Wallfahrtskirche wurde zwischen 1682 und 1695 gebaut und ist sichtbares Zeichen eines wirklich blühenden Wallfahrtswesens. Als Baumeister verpflichteten die Jesuitenpatres Michael Thumb aus Au im Bregenzer Wald, einen der führenden Kirchenbauer der damaligen Zeit und Begründer der „Vorarlberger Schule“. Typisch für diesen Baustil ist zum Beispiel die Gliederung der Außenwände durch sogenannte Pilaster – das sind in den Mauerverbund eingearbeitete Teilpfeiler –, die der Raumaufteilung im Kircheninneren entsprechen. Die vollkommen symmetrischen Ost- und Westgiebel oder das breite Mittelschiff, das auf beiden Seiten von Kapellenreihen begleitet wird, gehören ebenfalls dazu.

Die Klarheit und Symmetrie des Äußeren setzt sich auch im Inneren der Kirche fort. Vergleicht man die Kirche im Weggental mit der grandiosen, rauschhaften Üppigkeit der oberschwäbischen Barockkirchen, überrascht hier eine fast schon protestantische Strenge. Hier fliegen nicht Hunderte von Engeln durch den Raum, hier wölbt sich kein Deckenfresko geradewegs in den Himmel hinein, hier gibt es keinen Hochaltar, der die Herrlichkeit Gottes wie eine Opernaufführung mit Pauken und Trompeten inszeniert. Die Kirche im Weggental ist erstaunlich schlicht. In symmetrisch strenger Ordnung setzt sie sich aus zwei Teilen zusammen: dem größeren Gemeinderaum und dem kleineren Chorraum. Eingelegene Wandpfeiler zerlegen das Kirchenschiff in vier Joche und lassen an den Seiten je vier Kapellen entstehen, die nahezu gleich gestaltet sind. Chor und Schiff sind von einer durchlaufenden Längstonne überwölbt, die Kapellen in den Abseiten von kleinen Quertonnen. Der einzige Deckenschmuck besteht aus kreisrunden Medaillons, die vermutlich ein Rottenburger Maler im 18. Jahrhundert angefertigt hat und die künstlerisch relativ bedeutungslos sind. Der ganze Innenraum ist weiß und lichterhell. Die Wände sind glatt, nur an den Kapitellen der Pilaster befinden sich ebenfalls rein weiße Stuckaturen, die der Italiener Prospero Brenno angefertigt hat. Zwischen großen Akanthusblättern, Schnecken und üppigen Fruchtgehängen finden wir hier schließlich doch noch Engel: Köpfe mit Flügeln zumindest, die jedoch meisterhaft gestaltet sind, denn jeder Engel sieht anders aus. Schreitet man alle Kapitelle ab, so hat man eine Art Galerie physiognomischer Charakterstudien vor sich, lauter kleine himmlische Individuen mit Stupsnase und Löckchen oder mit ernstem Blick und strähnigem Haar, pausbäckig oder zart, mit naivem oder wissendem Gesichtsausdruck.

Schwarz, weiß und Gold

Auch die Farbgebung überrascht durch ihre Strenge und Schlichtheit, die Kirche ist geradezu „unbunt“. Einzig der Chor ist als „heiliges Schaubild“ farbig und in der Stuckatur üppiger gestaltet: Die Pilaster sind hier aus rötlichem Stuckmarmor, die Stuckaturen teilweise vergoldet. Die Rahmen der Altarbilder und die Kapitelle schaffen eine Verbindung zum Stuckrelief in der Chorapsis, das den auferstandenen Christus zwischen Petrus, Paulus und den vier Evangelisten darstellt. Alles zusammen bildet eine Art Kulisse für den Hochaltar, der als Thron für das Gnadenbild konzipiert ist, das durch ein Fenster zu sehen ist. Der Altar ist gleichzeitig ausge-



Gold auf Schwarz auf Weiß

sprochen prächtig und nahezu schlicht: Er ist einfach komplett vergoldet und damit schon Teil des theologischen Entwurfs, der dieser Kirche zu Grunde liegt.

Gold ist nämlich keine „richtige“ Farbe, genauso wenig wie Schwarz und Weiß, und etwas anderes kommt außer dem roten Stuckmarmor in der gesamten Gestaltung des Innenraums nicht vor. In den Seitenkapellen stehen schwarze Seitenaltäre, der harte, unvermittelte Kontrast zum Weiß der Wände wird durch den Goldschmuck nur mäßig gemindert. Die Bilder über den Beichtstühlen – sie zeigen übrigens die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariens – sind in schlichten schwarzen Rahmen gefasst und alle zeichnen sich wie die Altarbilder auch durch eine eher gedämpfte Farbigkeit aus. Dieses ungewöhnliche Farbkonzept ist natürlich Programm. Es drückt die Hoffnung aus, dass alle Freude und alles Glück, das im strahlenden Weiß der Wände und des Gewölbes symbolisiert wird sowie all unser schwarzes Leid und unsere noch schwärzere Trauer eines Tages aufgehen werden in der Herrlichkeit des Herrn, die einer strahlenden Sonne gleich im Gold des Hochaltars ihren Ausdruck findet.

Nur wenige Ausstattungsgegenstände bedienen nicht diese besondere schwarz-weiß-goldene Ordnung: Die Kanzel aus türkisfarbenem Stuckmarmor, die beiden Tafelbilder rechts und links im Chorraum, die von sieben Schwertern durchbohrte Muttergottes in einer der Seitenkapellen und vor allem die wunderschöne „Mariä Ohnmacht“ beim linken Seitenportal. Es handelt sich bei dieser Figurengruppe um das älteste und wertvollste Ausstattungsstück der Kirche, das vermutlich in einer Rottenburger Werkstatt um 1450 angefertigt wurde. Die weichen Bewegungen der Figuren – besonders die Hände wirken seltsam knochenlos – und die parallelen Gewandfalten weisen diese äußerst qualitätvolle Schnitzarbeit der schwäbischen Schule zu.

Die Szene wird in der sakralen Kunst nur selten dargestellt und ist vielleicht deshalb besonders anrührend: Maria erträgt den Anblick ihres gemarterten Sohnes nicht mehr und bricht unter dem Kreuz zusammen. Johannes, Maria Magdalena und zwei weitere Frauen fangen sie auf. In den Gesichtern der Figuren spiegelt sich unermessliches Leid und demütige Gefasstheit, der Wunsch, auszuhalten, was eigentlich nicht mehr auszuhalten ist. Die perfekt aufeinander abgestimmten Farben der Gewänder und die weich ineinander fließenden Falten machen aus den einzelnen

Personen eine Gruppe, die sich in ihrer Liebe und ihrem Schmerz zusammenfindet: Die Mutter, der Freund, die Gefährtinnen müssen alle auf ihre Weise den Verlust desselben Menschen verkraften.

Zur Maiandacht und Weihnachtskrippe

Ganz abgerissen war der Strom der Wallfahrer im Weggental selbst in ungünstigen Zeiten nie, und nachdem die seelsorgliche Betreuung durch die Franziskaner regelmäßig gewährleistet war, kamen wieder viele Pilger ins Weggental. Bis heute strömen die Gläubigen wieder zu Maiandachten und Rosenkranz, vor allem aber kommen sie, um die liebevoll gestaltete Weihnachtskrippe anzuschauen. Eine Krippe hatten wohl schon die Jesuiten mit ihrer Vorliebe für lehrreiche theatralische Inszenierungen in den 80er-Jahren des 17. Jahrhunderts aufgebaut. Die heutige Krippe wurde um 1840 als Hauskrippe für das Gasthaus „Waldhorn“ von dem Rottenburger Schnitzer Leopold Lazaro geschaffen und kam später als Stiftung der Waldhornwirtin Creszentia Fischer ins Weggental. Sie wird zwischen Weihnachten und Maria Lichtmess viermal umgebaut und zeigt nacheinander Jesu Geburt, die Anbetung der Heiligen Drei Könige, die Hochzeit zu Kana und die Darstellung im Tempel. Dutzende liebevoll gestalteter Figuren repräsentieren die ganze Menschheit, die sich auf den Weg zum Stall aufmacht. Es ist auffällig, dass gerade diese wirklich volkstümlichen Formen religiöser Praxis im Weggental so beliebt sind. Vielleicht bilden sie einen wohltuenden Gegenpol zu den repräsentativen Messen und Ämtern im Dom der Bischofsstadt, die in ihrer zeremoniellen Feierlichkeit eine Distanz schaffen, die in der kleinen Wallfahrtskirche nicht gegeben ist.

Die Franziskaner wohnten zunächst in äußerst beengten Verhältnissen in dem barocken Mesnerhäuschen neben der Kirche, dessen Erdgeschoss obendrein noch als Schaf- und Ziegenstall diente. Erst in den 60er-Jahren wurde der heutige Klosteranbau geschaffen. Im Mesnerhaus richtete man die Emmauskapelle ein, in der die Patres und Brüder ihre Stundengebete verrichten und meditieren. Während die Kapelle selbst von moderner franziskanischer Schlichtheit geprägt ist, wurden die Außenwände des „Zwergenhauses“ von einem Maler aus Calw 1962 himmelblau und zuckersüß bemalt, wobei hier nicht entschieden werden soll, was noch Volkskunst oder schon Kitsch ist. Die Grenzen zwischen traditioneller Volksfrömmigkeit und religiöser Folklore können und sollen auch gar nicht streng gezogen werden. Die Wege, auf denen Menschen sich von Gott ansprechen lassen, sind so verschieden wie diese selbst.



Weggental: die Sieben-Schmerzen-Madonna

Der besondere Tipp

Ein Weg, sich inspirieren zu lassen, der nahezu jeden anspricht, ist die Musik. Sie wird im Weggental besonders gepflegt, wobei die Nähe zur Bischofsstadt mit der größten Domsingschule des Landes und einer dementsprechend kultivierten Musikszene natürlich eine besondere Rolle spielt. Kammermusikgruppen, die im großen Rottenburger Dom ein wenig verloren wären oder Ensembles mit einem ungewöhnlichen Repertoire, sind im Weggental ebenso oft zu hören wie die traditionellen Chorkonzerte von Domsingschule und Mädchenkantorei. Es ist ein besonderes Erlebnis, nach einem solchen Konzert nicht auf eine Straße voller Autolärm hinauszutreten, sondern am Waldrand zu stehen.

Wallfahrt im Zeichen der Ökumene – Die Schwestern der Barmherzigkeit in der Tübinger Stiftskirche



Die Sorelle della misericordia in der Tübinger Stiftskirche

Mehrmals im Jahr bietet der Platz vor der evangelischen Stiftskirche am Tübinger Holzmarkt einen ungewöhnlichen Anblick: Vor dem Eingangportal versammelt sich eine Gruppe katholischer Ordensfrauen, um in der spätgotischen Kirche gemeinsam mit einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen einen Gottesdienst zu feiern. Für sie und eine Handvoll Freunde und interessierte Gäste wird die evangelische Kirche für einen Nachmittag zu einem Wallfahrtsort – vermutlich der unbekannteste und ungewöhnlichste in ganz Baden-Württemberg. Eine Wallfahrtskirche ohne Gnadenbild und Fahnen, ohne geweihte Kerzen und ohne Reliquien. Eine durch und durch protestantische Kirche als Pilgerziel für Katholiken.

Um den Grund für diese außergewöhnliche Wallfahrt verstehen zu können, begibt man sich am besten zu ihrem Entstehungsort: auf den Tübinger Markt. Hier steht das Gemeindezentrum der Tübinger Stiftskirche,

das „Lamm“. Das trägt diesen Namen keineswegs aus religiösen, sondern aus ganz profanen Gründen. Bis vor einigen Jahrzehnten befand sich hier das Gasthaus „Lamm“.

Das „Lamm“ war vor allem im 18. Jahrhundert eines der bedeutendsten Wirtshäuser der Universitätsstadt. Hier fanden die damals sehr zahlreichen akademischen Festessen statt, hier traf sich die Prominenz aus Stadt und Universität, zu der im 18. Jahrhundert auch noch die Studenten zählten. Hegel, Hölderlin und Schelling haben nicht nur im „Bou langer“ gezecht. Die Lammwirte waren dementsprechend wohlhabende Leute, die außer dem renommierten Gasthaus auch noch eine Schäferei mit Wollhandel besaßen. Sie gehörten zur Tübinger „Ehrbarkeit“, jener württembergischen Oberschicht, die jahrhundertlang führende Kräfte in Staat und Kirche stellte, so wurde beispielsweise ein Lammwirt in Tübingen zum Bürgermeister gewählt. Natürlich sind diese respektablen Bürger überzeugte Pietisten.

Lebensweg eines Ordensgründers

Am 18. Dezember 1773 bekommen der damalige Lammwirt Johann Heinrich Steeb und seine Frau Christine einen Sohn, den sie Karl nennen und der bereits am Tag nach seiner Geburt – wie es üblich war – in der Stiftskirche getauft wird.

Karl soll einmal das Unternehmen des Vaters übernehmen und seine gesamte Ausbildung ist darauf ausgerichtet: Zunächst besucht Karl die Tübinger Lateinschule auf dem Österberg, in der heute das Notariat untergebracht ist.

Mit 14 Jahren wird Karl konfirmiert und verlässt die Schule. Er tritt in das Geschäft des Vaters ein und man kann annehmen, dass er sich erste Kenntnisse der französischen und italienischen Sprache angeeignet hat, denn in der Hausbibliothek des Vaters lassen sich entsprechende Bücher finden. Weil der Vater den mit der Schäferei verbundenen Wollhandel ausbauen und die dazugehörigen Handelsbeziehungen vertiefen will, schickt er den 16-jährigen Karl 1789 nach Paris. Dort soll er das Geschäftsleben kennen lernen, Kontakte zu Handelspartnern knüpfen und seine Sprachkenntnisse verbessern. 1791 wird die Situation im revolutionären Frankreich aber so gefährlich, dass Karl wieder nach Tübingen zurückkehrt. Von dort geht er auf Wunsch seines Vaters ein Jahr später nach Verona in Oberitalien, wo die zahlreichen Textilbetriebe einen ausgezeichneten Ruf genossen. Der Vater pflegte schon seit Jahren freundschaftliche